

Während des Mittagessens mit Francisco fiel mir ein, dass am Nachmittag der Porträtmaler kam. Doña Asunción, die eine merkwürdige Art hatte, uns ihre Zuneigung zu zeigen, war auf die abstruse Idee gekommen, uns zu unserem zweiten Hochzeitstag ein Porträt von uns dreien zu schenken. Also hatten wir an mehreren Nachmittagen im Palais der Rosales zu erscheinen, wo uns Hilario Fuertes, der als Hofmaler die Familie seit zwei Generationen porträtierte, im Salon auf der Leinwand verewigte. Er hatte auch das Gemälde in Franciscos Büro in der Bank gemalt und ein schauderhaftes Porträt von Doña Asunción, das die Besucher in der weitläufigen Empfangshalle des Anwesens in der Calle de los Hermanos Bécquer begrüßte – oder verschreckte, je nachdem.

Reglos dazusitzen fiel mir an sich schon schwer, aber dazu noch die Nähe von Doña Asunción und die lästigen Besuche von Don Luis, der sich über das Bild lustig machte, ließen das Unterfangen zu einer echten Herausforderung werden. Hilario Fuertes war ein extravaganter Maler, der sich auf Familienporträts spezialisiert hatte. Das Haar hatte sich bei ihm auf den Hinterkopf zurückgezogen und einen kahlen Schädel hinterlassen. Manchmal tauchte er hinter der Leinwand auf, um ein Detail noch genauer in Augenschein zu nehmen. Gelangweilt beobachtete ich, wie seine grauen Augenbrauen auf und ab tanzten, und unweigerlich stieg ein glucksendes Lachen aus meinem Bauch in die Kehle hinauf.

»Doña Elisa, bitte. Nicht bewegen«, ermahnte er mich.

»Schon gut, Don Hilario, entschuldigen Sie.«

Am Ende jeder Sitzung lud uns Doña Asunción in ihrer unendlichen Großzügigkeit zum Abendessen ein. Luis lebte immer noch bei ihr, ich fand das ziemlich ungewöhnlich, fast schon besorgniserregend. Und so saßen wir wie eine vereinte, glückliche Familie am Tisch und verspeisten das köstliche Mahl, das die Köche zubereitet hatten. Meistens gab es Fisch.

»Gestern haben wir mit Joaquín und Eleonora gegessen. Sie haben erzählt, dass sie gerade dabei sind, ein Haus in Santander zu kaufen«, berichtete Francisco.

»Ach, Eleonora, wie schön sie ist und wie gut ihr die Schwangerschaft bekommt! Während sie zwei Kinder empfangen und eins davon schon auf die Welt gebracht hat, hat es bei Elisa gerade mal für ein halbes gereicht.«

Ich durchbohrte sie mit hasserfülltem Blick.

»Mutter, sei nicht so despektierlich Elisa gegenüber. Sie hat genug gelitten, was das angeht«, verteidigte mich Francisco.

»Das sollte kein Vorwurf sein, mein Junge. Ich weiß selbst, dass ein Rosales nicht leicht auf die Welt zu bringen ist. Es ist nur bedauerlich, dass sie offenbar die schwache Konstitution ihrer Mutter geerbt hat.«

»Dann hoffen wir mal, dass Sie nicht so früh versterben wie der Rest Ihrer Familie. Es wäre doch bedauerlich, wenn Ihre Enkelkinder keine Großmutter mehr hätten. Außerdem treffe ich die Entscheidung, wann die Kinder kommen, und nicht Sie«, schoss ich zurück.

»Hast du das gehört, Francisco? Ich sage dir, diese Frau wird dir nicht einen einzigen Nachkommen schenken.«

»Jetzt beruhigt euch mal. Kinder kommen, wenn sie kommen wollen, Mutter. Die beiden sind doch ein glückliches Paar, oder nicht? Über kurz oder lang wird Elisa schwanger werden, wie Eleonora auch. Und die Welt ist wieder in Ordnung«, meinte Luis amüsiert.

Es war nicht das erste Mal, dass wir solch ein Gespräch führten. Manchmal war auch meine Tante dabei und nutzte die Gelegenheit, sich über meine mangelnde Gebärfähigkeit zu mokieren. Ausgerechnet sie, die ihrem Mann auch kein Kind geschenkt hatte. Obwohl Francisco mich jedes Mal gegen sie verteidigte, führten die Gespräche doch dazu, dass er sich umso sehnlicher wünschte, bald Vater zu werden. Er ging auf die vierzig zu und wollte nicht länger warten.

Wenn wir an solchen Abenden in die traute Zweisamkeit unseres Schlafzimmers zurückkehrten, vergaß er jeglichen Respekt und jegliches Feingefühl und ergriff Besitz von meinem Körper, um seinem Ziel näher zu kommen. Ich vermag nicht zu beschreiben, wie sehr ich diese Nächte hasste. Die kühle Überlegenheit, mit der er seine Mutter oder meine Tante in die Schranken wies, war wie weggeblasen. Mit seiner überbordenden Leidenschaft gab er mir das Gefühl, nur eine Marionette im Dienste seiner Fleischeslust zu sein.

Das Schlimmste war, dass ich tatsächlich hätte schwanger werden können, und das wollte ich mit allen Mitteln verhindern. Die Fehlgeburt war ein Albtraum gewesen. Und auch der Moment, als mir klar wurde, dass ich keine Kinder mit Francisco haben wollte. Ich wollte nicht so ein Leben führen wie Candela, Benedetta oder Eleonora ... Wie ich schon vor meiner Hochzeit zu Catalina gesagt hatte: Ich war nicht wie diese Frauen. Vielleicht hatten mein distanziertes Verhalten und die außergewöhnlich langen Menstruationsphasen, die ihn zur Abstinenz zwangen, seine Leidenschaft hochkochen lassen.

Aber wie hätte ich mich gegen ihn zur Wehr setzen sollen? Das war das Schicksal einer jeden Frau, die begehrt wurde. Warum konnte ich auf dem mir bestimmten Weg einfach kein Glück finden? Lautlos weinte ich in mein Kissen.

* * *

Am Morgen, noch mit dem Salz der Tränen auf meinen Wangen, suchte ich in der Schublade meines Nachttisches nach einem Brief. Vor einiger Zeit hatte ich Catalina, die sich mit Professor Santoro in Lateinamerika befand, geschrieben und nach Verhütungsmethoden gefragt. Der Brief musste irgendwo sein. Da war er! Ich las die Zeilen erneut. Sie erklärte mir, die wirkungsvollste Methode seien Kondome für die Männer – das kam also schon mal nicht infrage – und diverse Gele und Cremes, die Frauen seit Jahrhunderten anwendeten. Und es gab noch ein spezielles Teil, erfunden von einer Holländerin, das man aber in Spanien nicht kaufen konnte. Entmutigt, weil mir klar wurde, dass ich die Sache in die Hand Gottes legen müsste, bis ich eine geeignete Lösung fände, legte ich den Brief wieder an seinen Platz und zog mich an.

José Carlos wartete rauchend an den tiefschwarzen Panhard gelehnt. Ohne ein Lächeln bat ich ihn, die Zigarette auszumachen und mich wie jeden Morgen zum Café Montmartre zu fahren. Gewöhnlich setzte er mich um halb zehn vor der Tür ab, und wir vereinbarten, dass er mich eine Stunde später wieder abholen sollte. So war es auch an diesem Morgen. Ich betrat das Café und begrüßte Gervasio.

Dann nahm ich meinen Platz an dem kleinen runden Tisch direkt am Fenster ein und wartete auf meinen Tee mit Zitrone, bevor ich mich an meine tägliche Routine machte. Denn abgesehen von der aufmerksamen Bedienung und dem mit wehmütigen Erinnerungen verbundenen Ausblick auf das Eingangsportal hatte das Café noch einen weiteren Vorteil: Es lagen dort eine Vielzahl nationaler und internationaler Zeitungen aus, sodass man sich bereits am frühen Morgen einen Überblick über die aktuellen Entwicklungen verschaffen konnte. Neben den stets mit ein, zwei Tagen Verspätung eintreffenden Ausgaben von *The New York Times*, *The Times*, *Le Matin* oder *The Washington Post* befand sich ein Blatt, das Gervasio seit zwei Jahren auf meinen besonderen Wunsch hin beschaffte: *Le Figaro*.

Nur wenige Male hatte ich unser Rendezvous über die gedruckten Zeilen versäumt. Ich schlug die Zeitung auf und überflog die knapp zehn Seiten in der Hoffnung, unter irgendeinem Artikel seine Unterschrift zu finden. Wenn ich sie fand, las ich aufmerksam und konzentrierte mich vor allem auf die beiden letzten Zeilen, wie er es mir gesagt hatte. Ich schrieb die Worte auf die Serviette, die Gervasio mir zum Tee reichte, und versuchte, die Botschaft zu entschlüsseln.

In dem Augenblick musste ich jedes Mal voller Zärtlichkeit an Monsieur Cousineau und seine Frage denken: »Wer weiß, wozu dir deine Französischkenntnisse einmal nützlich sein werden?«

Damals hatte ich keinen Nutzen darin gesehen, aber wenn ich mich mit Oliviers verschlüsselten Botschaften herumschlug, bedauerte ich es einmal mehr, dass ich in meiner Jugend nicht eifriger gelernt hatte. Wenn sich mir der Sinn erschloss,

lächelte ich zufrieden. Manchmal waren seine Gedanken sehr erhellend. Dann wieder teilte er mit, an welchem Ort er sich wie lange aufhielt, damit ich immer wusste, wo er war. Was hatte er für ein glückliches Leben! Hin und wieder stellte ich mir vor, ich wäre sein Koffer. Dann hätte ich ihn auf all den Streifzügen an die entlegenen Orte begleiten können, von denen er mir die kuriosesten Dinge erzählte. Seine mit Ungeduld erwarteten Briefe waren die reinsten Abenteuer geschichten.

Nachdem er nach Marokko aufgebrochen war, hatte ihn der Chefredakteur des *Figaro* als Korrespondent nach London entsandt, von wo er über Geschehnisse in Irland, Dänemark oder Deutschland berichtete. Wenn die Post kam und ich seinen Namen auf dem Umschlag las, fand ich meinen Seelenfrieden wieder. Und Francisco, der sich in dem Glauben wiegte, Olivier sei sein Freund, schöpfte keinen Verdacht, wenn ich ausrief: »Liebling, Señor Pascal hat uns geschrieben. Wenn du willst, lese ich den Brief und beantworte ihn im Namen von uns beiden.«

»Ja, mach das, Liebes. Ich kann mich nicht um die gesamte Korrespondenz kümmern, da komme ich ja zu nichts anderem mehr«, sagte er abwesend. Er war wirklich vollkommen ahnungslos, sonst wäre ihm aufgefallen, dass er in den Briefen überhaupt keine Rolle spielte.

Olivier und ich waren in den Briefen vom distanzierten Sie zum Du übergegangen. Wir hatten die Höflichkeitsfloskeln hinter uns gelassen, und es entwickelte sich eine tiefe Freundschaft. Ich setzte mich auf den Diwan im Arbeitszimmer und stellte mir vor, er säße bei mir und erzählte mir, wie es ihm gelungen war, diesen oder jenen Politiker dazu zu bewegen, ihm ein Interview zu geben, oder wie er die Reportage draußen auf den englischen Ländereien gemacht hatte. Ich erinnerte mich, wie wir gemeinsam auf der Suche nach lukrativen Exklusivnachrichten durch die Straßen von Madrid gezogen waren und um Don Ernestos Anerkennung gebuhlt hatten. Doch wenn ich »Alles Liebe, Olivier« las, wurde mir das Herz schwer, und es trat erst Linderung ein, wenn ich ihm zurückschreiben konnte.

Mittwochnachmittags traf ich mich mit Benedetta auf eine heiße Schokolade. Ihr Oberstleutnant und sie waren so glücklich wie kurz nach ihrer Hochzeit. Ihr Sohn Carlos war ein goldiger Frechdachs, und schon bald würde ein zweites Kind ihr Haus in der Calle de Orfila unsicher machen. Oliviers Abreise nach Marokko hatte jeglichen Verdacht ausgeräumt, und sie quälte mich nicht länger mit ihren Ratschlägen. Aber unsere Freundschaft war nicht mehr dieselbe. Ehe und Mutterschaft hatten sie verändert. Ich hatte mich mehr und mehr von ihr entfremdet. Ich musste mich förmlich dazu zwingen, mit ihr Zeit zu verbringen, und manchmal wünschte ich mir, alles möge wieder so sein wie früher. Wir beide vermissten

Catalina, auch wenn ich mich darüber freute, dass sie ihren Traum wahr machen und bei dem Projekt ihres Mentors Professor Fausto Santoro in den armen Gebieten Lateinamerikas mitwirken konnte. Sie war Anfang des Jahres abgereist, aber es fiel mir immer noch schwer zu akzeptieren, dass sie nicht mehr in der Stadt war und dass ich sie nicht einfach anrufen und um Hilfe bitten konnte.

»Was für ein schönes Kleid, Elisa! Wie dein Francisco dich verwöhnt«, meinte Benedetta.

»Ja, ich kann mich nicht beklagen. Im Atelier von Doña Bruna nähen sie bereits an den neuen Kleidern für die Herbstsaison. Ich kann es kaum erwarten, sie einzuweihen«, gestand ich.

»Die Geschäfte laufen gut, wie man sieht. Der Oberstleutnant ist sehr aufmerksam, aber mit deiner Eleganz kann ich unmöglich konkurrieren, Liebes.«

»Nun, du weißt ja, wir müssen uns mit wichtigen Leuten treffen, und da muss man entsprechend gekleidet sein. Seit die Filialen in Liverpool, Manchester, York und Brighton eröffnet haben, ist Francisco viel entspannter, und er ist auch nicht mehr so oft auf Reisen. Sein nächstes Ziel sind die Vereinigten Staaten. Dort floriert die Wirtschaft anscheinend stärker als in Europa.«

»Wie interessant. Vielleicht kannst du mit ihm nach New York reisen oder nach Washington.«

»Ja, genau. Das wäre ein Traum. Seit unserer Wienreise habe ich das Land nicht mehr verlassen. Vielleicht könnte ich mich sogar mit Agnes Henderson treffen. Catalina hat erzählt, sie habe ihren Abschluss am Smith College mit *summa cum laude* bestanden und arbeite jetzt in einer Anwaltskanzlei.«

»Sie ist Anwältin geworden? Gütiger Gott! Und was sagt ihr Mann dazu?«

»Nun ja, ich weiß nicht, ob sie verheiratet ist.«

»Uh, das wäre ja eine Tragödie. Sie wirkte so selbstbewusst. Ich dachte immer, so wie sie mit Männern umzugehen versteht, würde es ihr nicht schwerfallen, einen Ehemann zu finden«, merkte Benedetta zynisch an.

»Keine Ahnung, vielleicht ist sie ja auch verheiratet. Ich werde Catalina in meinem nächsten Brief fragen.«

»Auch so eine Kandidatin, die sich mal Gedanken machen sollte, was sie aus ihrem Leben machen will.«

Ich schnaubte. In meinem Umfeld konnten alle an nichts anderes denken als ans Heiraten. Das war offenbar das höchste Ziel im Leben, und jede Frau, die dem nicht folgte, war verdächtig. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mich fortan zu verhalten hatte und wie ich mich verändern würde. Ich wusste lediglich, dass ich in dieser Rolle, die mir zugedacht war, nicht glücklich werden konnte.